

le. Politisch ausgerichtete Deutschlandstudien sind nicht mehr wert als die Beschäftigung mit der Literatur des 19. Jahrhunderts, Kulturraumstudien nicht unbedingt sinnvoller als sprachwissenschaftliche Auseinandersetzung. Aber man sollte wissen, warum man die Dinge betreibt. Und uns, wie schon erwähnt, aus deutscher Sicht ständig befragen, was wir beizutragen haben. In verschiedenen Ländern des mittel- und osteuropäischen Geländes ist nationale Identitätsvergewisserung, die bei uns weniger vorrangig erscheint, durchaus aktuell und akut und die Frage nach dem Beitrag der Literatur- oder Sprachwissenschaft dazu ist nicht unsinnig. Die postkoloniale Auseinandersetzung in Indien reflektiert auch in der Literaturwissenschaft in verschiedenen Facetten die Rolle der europäischen Kulturnationen. In Italien ist das Interesse an deutscher Philosophie ungebrochen, in den USA dominieren Partialthemen wie Holocaust, Expressionismus in Film und Kunst oder Gender Studies den geisteswissenschaftlichen Umgang mit Deutschland. In anderen Ländern – als Beispiel sei Frankreich genannt – wo in der Regel nur ein Fach studiert wird, erscheint es immer unattraktiver, ein ganzes Studium einer Sprache und Literatur zu widmen, selbst wenn man mit dem Gedanken spielt, Lehrer zu werden. Zumal die meisten der be- bzw. verhandelten Gegenstände ihre Legitimation aus dem europäischen Bildungskanon ziehen und häufig als Selbstzweck wahrgenommen werden. Ist es wirklich notwendig, den Studierenden des dritten Studienjahres mit Herder zu quälen? Nur, wenn man verständlich macht, warum. So ist in Frankreich der Erfolg der Studiengänge für angewandte Fremdsprachen enorm und dort bröckelt das Deutsche auch noch nicht so ab. Allerdings leiden diese Studiengänge unter dem umgekehrten Exzess: (Zuweilen banalem) Faktenwissen wird absoluter Vorrang eingeräumt, Literatur, Sprachwissenschaft, bildende Kultur und Kunst sind restlos verschwunden. Leider gibt es viele Länder, wo diese Wahl nicht offen steht. Wenn sich die Germanistik darüber klar würde, dass ihre Wahrnehmung über die Grenzen Deutschlands hinausgeht, könnte sie sich auch um die europäische Identitätsfindung verdient machen. Und im übrigen vieles lernen. Das muss sie, wenn sie ihre Relevanz über die Grenzen des deutschsprachigen Raumes hinaus bewahren will.

HARDARIK BLÜHDORN

Ausblick

Als ich 1971 in die 5. Klasse des Gymnasiums eintrat, die damals noch Sexta hieß, wurden wir Neuankömmlinge am Schultor von einem Oberstufenschüler empfangen, der die frisch gedruckte Schülerzeitung austeilte. Auf dem Titelblatt stand in großen Lettern: *Schlägt die Germanistik tot, macht die blaue Blume rot*. So lernte ich – und ich bin sicher, nicht als einziger mei-

ner Generation – das Wort *Germanistik* kennen: als Bezeichnung für etwas Totzuschlagendes. Dabei klang es an sich schon so technisch, als ob der damit bezeichnete Gegenstand gar nicht lebendig sein könnte.

In den seit damals verstrichenen Jahren hat die Germanistik immer wieder ihre eigene Existenzberechtigung hinterfragt. Nur zwei Beispiele von vielen: „Wozu noch Germanistik?“ fragten Förster, Neuland und Rupp 1989 im Titel eines Sammelbandes, und Helmut Arntzen erkundete 1996 in einem polemischen Büchlein den „Unsinn und Sinn der Germanistik“. Hinter solchen Diskursen steckt gewiss eine ausgeprägte, fachtypische Bereitschaft zur Selbstkritik, vielleicht aber manchmal auch mehr als das, nämlich jener „Selbsthass der Germanistik“, den Hans Ulrich Gumbrecht in seinem Eröffnungsvortrag vom Erlanger Germanistentag 2001 apostrophierte und gegen den er „riskantes Denken“ als Therapeutikum empfahl.

Es wäre sicherlich übertrieben, in den Beiträgen des hier dokumentierten Podiums schon riskantes Denken erkennen zu wollen, aber auf keinen Fall sind sie von Selbsthass bestimmt. Wenn man an die pessimistischen Töne denkt, die in mehreren Vorträgen auf dieser Jahrestagung anklangen, so scheint mir die Diskussion eher darauf hinzudeuten, dass unser Fach sehr wohl Perspektiven hat, sich zeitgenössische Aufgaben und damit auch weiterhin öffentliche Anerkennung zu erarbeiten – im Inland wie im Ausland und vor allem in der internationalen Verschränkung. Trotz aller Unkenrufe: Die Germanistik ist kein hoffnungsloser Fall!